

Erzgebirgische Heimatblätter



Nr. 12 — Sonntag, den 22. März 1935

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Notzeiten im Greifensteingebiet

Der Grund unserer sächsischen Bergstädte war vor der Besiedlung Wald- und Jagdrevier der Landesherrn oder der ansässigen Ritter. Die Sage verschleierte uns den Vorgang der Siedlung am Geyer. Das Stadtwappen mit den drei Geierköpfen legt uns zwar nahe, uns den Berg, der sich hinter der Kirche erhebt, als ehemalige Geierwohnung vorzustellen, doch andere setzen dem heutigen Namen einen bergmännischen Ausdruck als Anfang voran: Gnr. Um 1400 wurde der Berg erstmalig auf Kupfer, Zinn und Silber angegangen. Einzelne Bergleute gingen wahrscheinlich von Ehrenfriedersdorf aus zum Schürfen hinüber nach dem Geyer. Die neuen Bergwerke blieben daher zunächst in Abhängigkeit von Ehrenfriedersdorf. Lichtung um Lichtung wurde in den Wald geschlagen, Hütten erstanden und bald hausten die Bergleute unter eigenem Dach am Geyersberg. Mehrmals wechselte die neue Gemeinde die Herrschaft und ging schließlich 1546 in den Besitz des sächsischen Kurfürsten über.

Wie bei allen Bergstädten, so war auch bei Geyer der Wohlstand seiner Bürger abhängig von den Schätzen, die man zutage brachte, und von dem Wert, den die Umwelt ihnen beimaß. Es gab Zeiten, in denen es den Gewerken von Geyer recht gut ging, in denen sie bauen und schaffen, ihr Auge von den alltäglichen Dingen auf Größeres lenken und ihre Söhne auf die Universität Leipzig schicken konnten. Aber zu Reichtum und Bedeutung, wie sie Annaberg, Schneeberg und Freiberg erlangten, kam es nicht. 1460 beklagten sie es, daß sie Friedrich dem Sanftmütigen nicht behilflich sein könnten. Pulver und Geschütze durchs Gebirge zu führen, da sie weder Wagen noch Pferde besäßen. Als 1470 eine neue Steuer ausgeschrieben wurde, teilten sie mit, daß sie unter größter Mühe nur die Leibesnahrung an sich brächten. Selbst die Bezahlung ihres Seelforgers machte ihnen Kummer, und Kurfürst der Sanftmütige gestand ihnen zu, daß sie, wo andere Ortsherrschaften den Zehnten als Abgabe entrichteten, sie nur den zwanzigsten Teil abzugeben brauchten. Da einmal fiel von ihrer Seite das bittere Wort: „Wir bereichern andere mit unserm Schaden“.

Das Jahr 1478 brachte eine Münzveränderung mit sich. Der Silbergehalt der Münzen wurde erhöht, so daß eine neue Silbermünze, ein Silber- oder Schwertgroschen, soviel wert war wie ein und eine halbe alte Silbermünze. Die Lohnempfänger und Kaufleute rechneten ihre Beträge aber weiter nach der alten Silbermünze aus, ohne umzurechnen, forderten also mit denselben Preisziffern, mit denen sie sonst die geringere Münze entgegengenommen hatten, die neue Münze. Das richtete ziemliche Verwirrung auch in Geyer an, da die Bergwerksbesitzer nied-

rigere Preise erhielten, die Lohn- und Warenzahlung sich aber erhöhte. Eine Beratung in Dresden, an der auch der Zwickauer Martin Römer teilnahm, glied diese Unstimmigkeiten einigermaßen dadurch aus, daß für Waren und Nahrungsmittel feste Preise aufgestellt und die Betriebskosten eingeschränkt wurden (z. B. wurde die Zahl der Schichtmeister herabgesetzt).

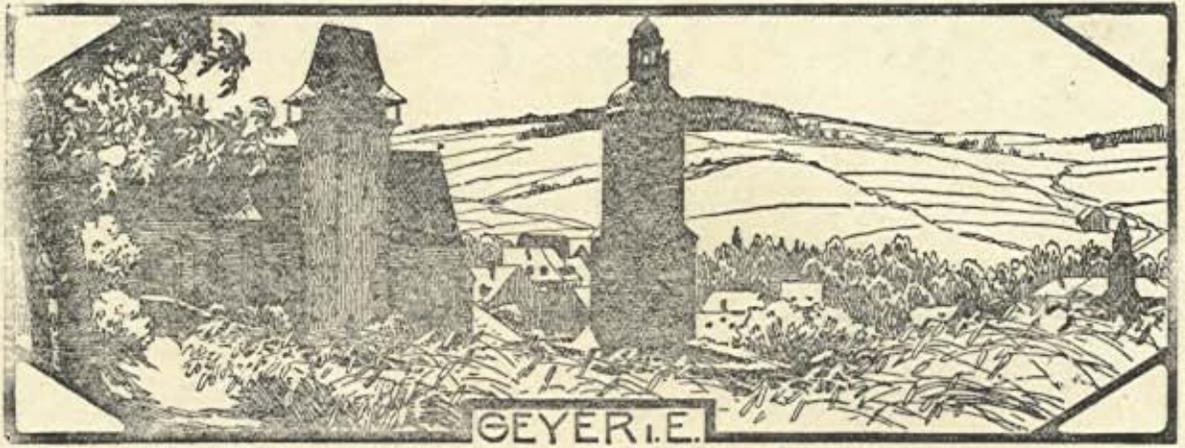
Streitigkeiten und Handel verschiedener Art, unter anderem auch mit dem Besitzer des Rittergutes Geyersberg, wirkten sich auf den Gottesdienst aus. Der Besuch der Kirche ließ nach, der Pfarrer versäumte seine Pflichten und ließ sich gar mit Bierchenken ein. Die Gemeinde setzte sich tapfer zur Wehr gegen den ungeistlichen Priester und verbot ihren Einwohnern das „Biergehen auf die Pfarre“. Seuche, Pestilenz und Hungersnot bedrückten den Ort. Die Bälger erhielten kein Getreide, die Bergarbeit hielt nicht gleichmäßig an, manche zogen fort, um eine neue Arbeitsstätte zu finden, ihre Häuser fielen ein. 1573 bot die Stadt dem Kurfürsten alte Geschütze zum Kauf an, um mit dem Erlös die Kirche ausbessern zu können. Kurfürst August nahm sie ihnen für 100 Gulden ab. Bargeld und Vermögen der Bürger muß immer bescheiden gewesen sein. Bei einem Kauf zahlten sie in der Regel eine kleine Summe an, das übrige zahlten sie vierteljährlich mit fünf, zehn oder fünfzehn Gulden ab. Auch der Familienbestand wies nicht den Reichtum anderer Städte auf. Die Zahl der Kinder ging im allgemeinen nicht über drei hinaus. Grund- und Hausbesitzer wechselten sich ungewöhnlich rasch ab, es war dem einzelnen nicht möglich, seinen Besitz längere Zeit zu halten. Da die Behausungen innen nicht eben kostbar ausgestattet waren und man es für zu umständlich hielt, die bewegliche Habe auszuräumen, verkaufte man sie samt dem Inventar. Man löste sich also von seinem Haus, indem man die Geldsumme und seine Kleider aufnahm und aus der Türe trat.

Die Bürger von Geyer ergaben sich freilich nicht willenlos ihrem Schicksal. Wo sie imstande waren, eine Wendung zum Besseren herbeizuführen, taten sie es. So traten 1520 die Häuer und Schmelter für eine Belebung und reichere Ausgestaltung des Gottesdienstes ein. Die einsehende Reformation brachte eine Menge kirchlicher Aenderungen. Rasch entschlossen griffen die Geyrer in diese Vorgänge ein, um die Vermögenslage der Kirche zu bessern. Sie verkauften sie in zwei Summen, die größere liehen sie aus und verbesserten mit den Zinsen das Einkommen des Pfarrers. Mit der kleineren Summe erbauten sie ein Hospital, legten einen Garten an, kauften eine Kuh und ernährten und pflegten eine Menge Personen in der neuen Anstalt. Damit waren sie in der Volkswohlfahrt ein gutes Stück voran-



Das alte Rathaus in Geyer, abgetragen im Jahre 1874

gekommen und von dem „kleinen bösen Häuslein“ abgerückt, das feinen Bedrängten recht von der Wohlthätigkeit der Stadt überzeugen konnte. In den Jahren nach 1560 treffen wir einen Mann in Geyer, dessen Name in der sächsischen Geschichte und in der Stadtgeschichte Leipzig einen guten Klang hat: Hieronymus Lotter. Nachdem er zum Bürgermeister von Leipzig emporgestiegen



war, nachdem er dort wesentliche Bauten aufgeführt hatte (den Neubau der Pleißenburg, das jetzige Alte Rathaus, die Alte Waage, eine Erhöhung des Nikolaikirchturms, ein Kornhaus, eine Badstube und einige Wohnhäuser, fing er als Sechziger in Geyer den Bergbau an. Er erwarb mehrere Gruben und kaufte das Rittergut am Geyersberg, dessen Wohnhaus er niederriß und neu aufbaute. Sein ehemaliger Besitz, der Lotterhof, steht noch heute. Der Kurfürst Vater August stieg während seiner Jagden im Gebirge dort mehrmals mit seiner Gemahlin Anna ab. Beide waren mit Lotter befreundet und genossen hier wie schon in Leipzig seine Gastfreundschaft. Im Juli 1567 suchten Vater August und Mutter Anna den Lotterhof auf und nötigten seinen Besitzer zu einem bedeutsamen Entschluß, August wünschte nämlich, daß das Schloß Schellenberg, das 1547 durch Blitzschlag eingestürzt worden war, von Lotter neu aufgebaut würde. Der Erbauer des Leipziger Rathauses war jetzt 69 Jahre alt, er wollte nicht mehr vor eine Aufgabe gestellt werden, die einen Meister in den besten Jahren verlangt. Doch Mutter Anna verstand es, ihn im kleinen Schreibstüblein auf dem Geyersbergischen Hof zu überreden. Im August 1567 begann er die Ruine abzubauen, im Februar 1568 wurde der Grundstein gelegt zur Burg auf dem Schellenberg, die in Zukunft den Namen Augusts tragen sollte. Sie ist schlicht, derb und wuchtig gehalten und konnte nur unter der Leitung eines begabten und energischen Mannes entstehen. Fürstensäle und Mannschaftsräume, Türme, Wälle, Mauern, Torhäuser, Auffahrten, Brücke, Brunnen, Bärenzwinger und Kirche mußten entworfen werden und zu einer Einheit zusammenwachsen. Lotter hat an diesem Bau wenig Freude erlebt. Er verlor das Vertrauen seines Kurfürsten, vernachlässigte seine persönlichen Angelegenheiten in Leipzig und Geyer, setzte Teile seines Vermögens zu und wurde, weil er den Bau „verschleppe“ und sich dadurch „bereichere“, 1572 aus dem Dienst des Kurfürsten entlassen. An seine Stelle trat Rochus von Linar, der aus der Gegend von Florenz kam und in sächsischen Dienst getreten war. Wir sehen hier wie dann später bei George Bähr einen Italiener als Gegenspieler auftreten und

den einheimischen verdienstvollen Meister vergrämt vom Gerüst steigen. Daß diese Entlassung kurz vor der Vollendung der Bauarbeiten den Vierundsiebzigjährigen tief fränkte, braucht nicht erwähnt zu werden. Kurfürst August vermied es, dem Meister gegenüberzutreten, dessen Gastfreundschaft er oft genossen, dessen Fähigkeiten er bis ins hohe Alter in seinen Dienst genötigt hatte und dessen gerader und mannhafter Gesinnung die Bürgerschaft von Leipzig 1573 nochmals das Bürgermeisteramt antrug. 1580 starb er auf dem Lotterhof in Geyer. In der Sankt Lorenzkirche ruht er aus von einem arbeits- und sorgenreichen Leben. Der dreißigjährige u. der siebenjährige Krieg, Kontributionen, Mißernten, Hungersnöte, Feuersbrünste, Mißwirtschaft des Rates, Einsturz der Bergwerke auf dem Geyer und andere Verhängnisse bedrohten immer wieder neu das Leben des Bergstädtleins. Die Brände von 1862 und 1863 äscherten über hundert Häuserkomplexe ein. All diesen zerstörerischen Gewalten zum Trotz bauten die Bürger von Geyer ihre Stadt schöner und freundlicher auf, als sie es bisher gewesen war. Und endlich hatte sich das Schicksal nach den vielen Nöten, die die Zeit über das Städtlein gebracht hatte, auch zu einem freundlichen Wink herbeigelassen. 1809 kam der Engländer Evan Evans nach Geyer und brachte die maschinemäßige Baumwollspinnerei nach Sachsen. 1812 legte er den Grund zu seiner Fabrik in den Siebenhöfen. Die ausgezeichnete Beschaffenheit seines Fadens brachte ihm wiederholt die Anerkennung des sächsischen Staates ein. Er war der Lehrer der ersten Spinner in Sachsen, lieferte für viele Spinnereien der umliegenden Orte die Maschinen und gab damit den arbeitswilligen, schaffensdurstigen Menschen unseres Erzgebirges die Möglichkeit, die Hände zu rühren, der Mitwelt zu dienen, das eigene Leben und die Familie zu erhalten und zu erweitern. 1844 starb Evans. Auf dem Friedhof zu Geyer liegt er begraben. Die sächsischen Spinnereibesitzer setzten 1899 Evans ein Denkmal. Die Baumwollspinnerei Sachsens ist inzwischen weltberühmt geworden u. Geyer leuchtet weithin als Ausgangsort dieses Industriezweiges. Niemand sieht ihm mehr an, welche Nöte es

erlitten, welche Schicksalsschläge es erduldet hat. Unbeirrbar Zuversicht seiner Bürger, nicht zu zerstörendes Vertrauen ins Leben und in den Gang der Dinge haben die Stadt schließlich eintreten lassen in die großen Vorgänge neuzeitlicher Gütererzeugung, und das Städtlein kann von sich behaupten, daß es eine Arbeitschlacht gewonnen hat, die zu den großen der Weltgeschichte gehört. Großmann.





Dr Lob streicht sei Stubndiel.

Walter Schimm.

„Su, nun war iech a mol Wochend feiern könne“, saht dr Schnadelbach-Lob ze seinr Gustel, als 'r am Sonnohmdnchmittig aus dr blauen Schärz de Schuh un Pantoffeln, die 'r abn in Huf obgepoh' hatt, unnrn Lfnbänkel nunnrschlichn tat. „Herrjeh“, begehret de Gustel auf, „de tußt doch, als hättste de Walt eigerissn mit denn bissel Gemahr Unnreens drgegn ward ne ganzn Tog net fertig, macht obr ká fetts Aufhebns drou. Harrschtes, mach diech sei ige nauf offn Kanapee und quark mr net in Wag rim, wenn iech de Stub dirscheier.“

Dr Lob nahm sei Pfeif vom Ederbratel un bauet siech offn Kanapee, sezet de Dampfmaschine in Brand, und studieret de Sonntigszeitung. Kurz drnoch klatschet dr Hadr unnrn Sosa nauf, un fuweit dr Gustel ihre Arm rächetn, wurn de Bratter naß un räne. Wie de Gustel is Stück im Tisch immering waschn tat, mähet se ze ihrn Lob: „Ach, 's bissel Labn muß mr bal an Hadr dra hänge lossn, su schlacht is hierte de Diel, Lob!“ Dar wieder tat en Brummerts, un mr wußt net, galts ja odr ná. Dos fuhr seinr Fraa in dr Rol' un se wattret lus: „Unnreens muß siech schie racht argern, wos do drgegn annere Weibr vir wirtschaftliche Mannr hobn — die greisn zu, wus fahst. Du obr liegst do offn „Rast“ un läßt de Fimse gerod sei un machst en Raunzr, dar abn su gut häßn ka: immer plog diech. — Anstatt daß de emol en Pensel zor Hand nähmst und de Schtub streichn tätst — faust de liebr von en Fußballspiel zon annern.“

„Komm mr net von dare Seit, Gustel, fist warste sahe, wos passiert. Un hättste, dos mit dr Diel schie längst mol gesah, wärs heite gemacht wurn.“

„Nu, do machst de's abn übr acht Tog“, kam zr Antwort.

Am nächstn Sonnohmd noch dr Arbit machet dr Lob mit anr Brotharigbüch's zon Doberich-Drogist un ließ siech antnblaue Farb zum Stubnstrichn eimachn. Ne Drogist war de Farb artlich virgekomme, obr wos dr Mensch hobn will, muß 'r kriegn. „Wos hobn Se dá ige für ene Dielnfarb, harr Nachbr?“ fröget dr alte Doberich, un dr Lob gab zor Antwort:

„Unnern Kanapee dunklbraun, unnern Tisch hellbraun un drimrim ihrhaupt káne Farb, do guckn de nacketn Brattr.“ Dr Farbmischer lachet ihr die ausgiebige Auskunft un belehret ne Lob, wie 'r de Diel streichn müßt. —

De Gustel hatt drweile drhäm — bis off de grußn Stäck — de Stub nausgeremt. Wie dr Lob kam, wur is Vertikow, is Kanapee un de Kommod naus in Alluon balnkfiert. Nu konnts Stubnstrichn lusgiehe. Von Nachbr borget de Gustel en Pensel un dr Lob hot drweiln ne alte Hul' angezugn un de Filzlatzchn

nagesteckt. „Is ward net lang dauern, bie iech fertig!“ brüflet sich dr Lob seinr Fraa gegnüb'r un tauchet ne Pensel in dr Büch's ei, noochdem 'r mit en Holzschittel tüchtig imgerührt hatt, sezet siech off dr Hitzsch un pinslet ihr dr Diel.

De Gustel, die de Farb geprift un nol mit bissl, wos se net alle hobn, fir gut befundn hatt, zug sich a un ging in Stadtel eikasn. —

Es war eppr ne halbe Stund vrgange, do lief ne Lob dr Schwäb ne Budel nunnr un in de Fingr zug ne dr Krampf, aa Bloßn hatt'r schie. Obr káne Schwachhät, Lob, redet 'r sich Mut zu, im dos begonnene Warf ze vollendn. Noch zwä Stundn — is wur schie sachte finstr — hatt'r de Diel ball fertig, do kimmt de Gustel von Eikasn un stiecht unnr dr Tir un lobt ihrn Maa ihr sen Fleiß. Dr Lob drhebt siech von dr Hitzsch un will sich mol streckn, weil ne is Kreiz weh tat, doch warn ne aa de Bä eigeschloßn, un plumps — i nu du Ugelick — gobs ne Mokr ee Schlenkrbillett un dr Farbtopp kippet im un dreinei dr Lob. Natürlich war de Gustel dra schuld. E Gerässenier ging lus, daß de Wänd wackeltn. Is Gustel obr ließ ihrn Maa wattern un schlug de Tir von außn na. Mit feiwing Gift fischet dr Brmaledeite de Farb nei in de Büch's un strich ne Rast noch ze End. Wie 'r fertig war, kimmt ne Mokr zor Besinning, deß 'r vrkehrt agefange hot mit Streichn. „Dunnrharr“, brummet dr Lob, „dodra net ze denk, deß iech von dr Tir immer weiter wag kam — anstatt nooch dr Tir zu streichn. — Wie nu nauskomme? — Ganz beduse rufet 'r sei Gustel. Doch die war zor Stubn-nachbern nimmgehuscht. Butig schrie 'r dr Lob noocherts: „Gustel — Gustel“, — obr nisch't tat sich muck'n. Die hot nu ihrn Kopp aufgesetzt un will bies sei, nu meitwagn — iech hob Zeit. Ar zug sei Hitzsch hintn in dr Ed nei un vrsuchet in Nickr ze machn. In dare selign Brfassung fand ne nooch nr halbn Stund de Gustel. „Biste dá ball fertig, siehst doch nisch't meh!“ frug de Gustel ne Lob. „Schie lang bie iech fertig, obr iech ka doch net vir!“ — „Siste, du geschichts Mahel, iech wo'llt dirsch aa noch sogn, eh iech eikasn ging, deß de hintn



Der Oswald Barthel-Gedenkurm in Ehrenfriedersdorf

(Zu unserm Artikel: Notzeiten im Greifensteingebiet.)



„Die lange Schicht“ — Der Bergherr stürzt sich in den Schacht.

(Photo: Kunstst. H. Wagner, Ehrenfriedersdorf.)

(Zu unserm Artikel: Notzeiten im Greifensteingebiet.)

afange sollst, hob obr aa drauf vrgassn. „Weste wos, iech leg paar Zeitung auf, deß de vir fast!“ — „Bist wuhl net geschick, die klabr doch a. Ná — hul liebr aus'n Kasser paar Ristnbrattr, die ginne beßr.“ — Su wur's gemacht — un e guts Abendbrot mit nr Flasch Bier behud de ehliche Spanning. Eh' se dann Ohmd ze Bett sei, meenet dr Lob zu seinr Fraa: „Wenn iech gewußt hätt, deß dos su ne schwere Arbit is, hätt iech ne Millr-Mokr wos ze vrdiene gegabn, dar wür sich racht gefrät hobn, un is ward mr aa nimmr passiern, deß iech annern Leitn ins Handwart pfusch.“

Johann August Sutter

Kaiser von Kalifornien

Die Geschichte eines deutschen Wildwest-Pioniers / Von B. Krüger.



(5. Fortsetzung.)

Die schönsten Zuchttiere stehen auf Sutters meilenweiten Weiden, die stärksten Pferde von Kalifornien sind von ihm zu kaufen.

Da drüben am Tisch sitzt Marshall und beißt tüchtig in einen Truthahnschenkel. Der Mann würde weitere Wasserleitungen anlegen und das Raß auf seine Felder leiten. Der Mann allein würde einen neuen Antrieß für tausende von neuen Ansiedlern geben.

Marshall tropft das Fett aus den Mundwinkeln, im Rauem bemerkt er, daß Sutters Auge sinnend auf ihm ruht.

„Ich werd's vergelten, Sutter. Der Truthahn soll euch tausendfach belohnt werden. Meiner Mutter einziger Sohn hat nie besseres gegessen als dieses Stück.“

Der schwarze Engel des Schicksals stand irgendwo unter einem Baum und sah der Szene zu. Niemand hat ihn gesehen, und doch muß er bei dieser kurzen Aussprache zugegen gewesen sein.

Die Einwanderer berichten noch einige andere Dinge aus dem Osten, und dann schlafen sie zum erstenmal unter Sutters Dach. Morgen würden sie ausbrechen in ihre neue Heimat. Nun ist's nur noch eine lange Tagesreise nördlich ins Tal hinaus. Hier soll die Hoffarm entstehen, nach dem Dorf Horschheim am Rhein benannt, von wo Sutter seine besten Weinreben bezog.

Diese Hoffarm soll Sutters Zufluchtsstätte sein für Tage, in denen er Ruhe braucht. Hier soll seine Familie wohnen, hier soll deutsche Heimatluft den Pionier Kaliforniens umgeben. Das Farmhaus wird nach deutschen Bauplänen und in deutschem Stil errichtet werden. Sutter wird sich hier wie zu Hause fühlen. Schon ist der Brief an seine Familie abgegangen, und ein ansehnlicher Reisescheck dazu. Schon hat Pleyel aus Paris den kostbaren Flügel abgehandelt, der hier für Sutters Tochter bereit stehen soll.

Pleyel, der große Pariser Klavierbauer und Kunstmäcen, hatte geringschätzig gelächelt, als er Sutters Bestellung erhielt.

„Senden Sie sofort und auf dem allerschnellsten Wege den teuersten und besten Konzertflügel, den Ihr Haus austreiben kann. Für Begleichung der Rechnung wollen Sie sich an meine Bank Hopplins, London, wenden.“

Kapitän Sutter, Kalifornien.
Sutters County, Hof-Farm.

Der Brief flog natürlich sofort in den Papierkorb. Wie konnte sich ein armseliger Pflanzler unterstehen, bei Pleyel in Paris einen Konzertflügel zu bestellen? Pleyel lieferte für europäische Potentaten und schließlich auch an die amerikanische Aristokratie des Ostens. Aber an einen Farmer in Kalifornien,

an den „Kapitän“ einer besseren Räuberbande vielleicht, nein, dazu war Pleyel nicht da. Der große Pleyel, vor dem ein Chopin sich verneigt hatte.

Glückseliger Zufall, der am gleichen Abend einen geschäftstüchtigen Bankier auf eine musikalische Abendveranstaltung zu Pleyel geführt hatte. Seine Frau hatte ihn gewaltsam hingeschleppt, und der Bankmann gedachte in einer Ecke des Konzertsalles einen tiefen Schlaf zu tun.

Aber was plapperte dieser Pleyel da vor dem Konzert als neuesten Witz aus?

„Madames et Messieurs! Es passieren noch lustige Dinge in unserem Bezirk der heiligen Frau Musica. Sie hat ihren goldenen Finger auch nach dem wilden Westen des amerikanischen Nordkontinents ausgestreckt, und gerade heute erhielt ich von dem Anführer einer Räuberbande namens Sutter eine Bestellung auf einen Konzertflügel. Selbstverständlich fand ich gar nicht so viel Papierkörbe, um dieses Schreiben sofort zu „erledigen“, aber — cher Maitre — fangen Sie ruhig an. Bei Pleyel geht man über solche Dinge zur Tagesordnung über.“

Der Kerl ist von allen guten Geistern verlassen, denkt der Bankmann in der Ecke, als er Pleyel so reden hört. Der alte Narr wäre froh, wenn er den zehnten Teil des Sutterischen Geldes hätte. Ich werde ihm den Flügel abluchsen und selbst nach Amerika abschieken. Das Geld ist leicht verdient.

Und keiner von den Kunstbegeisterten dieses Abends hat wohl das Ende der „Passionata über die Goldfische im Grand Bassin du Chateau du Luxembourg“ so sehnsüchtig erwartet wie der geschäftstüchtige Geldmann, der nun nicht mehr an Schlaf dachte. Er „sprang“ ein, wie es in der Banksprache heißt, er machte das Geschäft. Pleyel brachte den teuersten Flügel aus seinem Magazin, der in Le Havre dann an Bord ging. Ein großes Ochsengeßpann brachte ihn über den Kontinent zur Hof-farm. Hopplins in London zahlte an Pleyel einen hohen Betrag ohne Mucken und Murren aus.

„Zum erstenmal hat sich das Musikstudium meiner Frau gelohnt“, dachte der gerissene Bankier, als er die hohe Provisions-summe einstrich, und von dem Gewinn handte er einer zweifelhaften Pariser Vorstadtlängerin ein Verlehnalsband.

„Pleyel ist ein Narr; ich werde seine Soireen öfter besuchen. Es wird sich schon lohnen.“

Wunderte sich Pleyel in Paris über einen neuen Kunstbegeisterten in seinem Kreis, so wunderten sich die Zuhörer am Santa Fé Trail nicht über die sonderbare Fracht, die sie da über Land zu fahren hatten. Eine starke Reitertruppe begleitete die kleine Wagenkolonne, und es war auf der größeren Hälfte der Fahrt fast unnötig geworden.

Denn die Sicherheit der Prärie war gewachsen. Der Große Weiße Vater in Washington hatte mit den Indianern Verträge geschlossen, und das Kriegsbeil war mit vielen Stämmen begraben. Der Große Weiße Vater hatte noch mehr getan, er hatte Mexiko die Staaten Texas und Kalifornien entrisen. Es hatte einige Kämpfe gegeben, Blut war geflossen, aber schließlich hatte der Dollar gesiegt.

Sutter hatte bei allen diesen Kämpfen nichts verloren, im Gegenteil, er hatte nur gewonnen. Der letzte Gouverneur hatte ihm noch Land gegeben, das für Tausende von neuen Menichen Unterkunft bot, Sutter verfügte jetzt über eine unermessliche Strecke Land in diesem fruchtbaren Tal.

„Sie nennen dich schon den Kaiser von Kalifornien. Sutter, Sutter, das ist fast zu viel für zwei so alte Präriehasen, die wird doch sind, he?“

Sutter und Ermatinger sind Männer, die gekämpft haben. Sutter ist jetzt fünfundvierzig Jahre alt, er steht auf der Höhe seines Lebens und seiner Jahre. Rings um ihn herrscht jetzt tiefster Friede und freudiges Gedeihen.

Ermatinger kann die Steppengewohnheiten noch immer nicht ablegen. Er laut unvorstellbar große Mengen Tabak mit einemmal, er stolpert über die Teppiche und ist an Spudnapfe nicht zu gewöhnen. Er hat zu lange einen ganzen Kontinent als Spudnapf benutzt und soll sich nun angewöhnen, in solch einen kleinen Blechnapf zu . . .

Die Tür wird aufgerissen. Marshall ist hereingestürzt. Seine Augen gehen wirt hin und her. Das Haar klistert ihm wild in die Stirn, das Gesicht ist gerötet und zugleich vom Staub bedeckt.

„Mann, faßt euch, was ist los?“

Marshall fällt in einen Stuhl, die Arme hängen schlaff herunter. Er muß geritten sein, als ob der Henker hinter ihm her wäre. Ermatinger geht hinaus, um nach dem Pferde zu sehen, das mit wehenden Flanken vor dem Hause steht.

„Marshall, was ist? Reißt euch hoch und erzählt!“

Der Abgehetzte zeigt auf die Tür und winkt, sie zu schließen. Sutter schließt die Tür. Ja, er rückt sogar noch einen Schrank davor.

Wortlos faßt Marshall in die Tasche, holt einen alten Fegen Tuch hervor und gibt ihn Sutter. Langsam fallet Sutter das Tuch auseinander — einige kleine Stücke gelben Metalls liegen am Grunde.

Gold!

Marshall hat Gold gefunden! — Beim Abgraben eines Wassers fand er im Flußsand die Körnchen Gold, die ersten von ganz Kalifornien.

Es war an einem Montag des Jahres 1848. Beim Bau einer Wassermühle bei Coloma am Fluß der Sierra Nevada fand Marshall aus New Serfen das erste kalifornische Gold.

Sutter starrt auf die kleinen gelben Körnchen in seiner Hand. Noch wird ihm die Tragweite dieses Fundes nicht klar. Sutter weiß nur eins — der Fund muß geheim gehalten werden. Er will erst seine Mühlen fertig haben, die Ernten will er noch bergen. Sutter haßt das Gold, sein goldener Lohn für Arbeit kommt aus dem Acker.

Aber Marshall? Keuchend und mit stieren Augen sitzt er noch im Lehnstuhl, den ihm Sutter hingeschoben hat. Seine Augen flackern und flammen, der Rausch, das Goldfieber hat ihn gepackt. Wird er das Geheimnis wahren?

Die beiden Männer sehen sich an, und Sutter weiß, Marshall wird das Geheimnis nicht bei sich behalten können.

Blißschnell hat Sutter sein Schießseisen gezogen. Marshall springt hoch. Er sieht an Sutters durchdringend ernstem Gesicht daß hier jedes Winseln zwecklos ist.

„Marshall, ihr sollt euren Anteil haben, ihr sollt belohnt werden wie ein Fürst. Nur schweiget noch drei Wochen. Dann gehen wir zusammen an die Ausbeutung heran. Aber laßt mir drei Wochen für die Ernte. Laßt uns die Sache gelehlich und in Ordnung regeln. Wenn ihr jetzt plaudert, fällt der Rob von ganz Kalifornien hier in unser Tal.“

Marshall weiß, daß Sutter nicht schießen wird. Er nimmt seine Chance wahr.

„Was heißt hier Ordnung? Ich habe es gefunden, und mir allein gehört es. Ich will sofort wieder losreiten zum Coloma-Riever und die Sache in die Hand nehmen, sonst kommen mir die anderen Boys zuvor.“

Sutters Revolver hält ihn in Schach. Marshall wagt nicht auch nur einen Schritt nach der Tür zu machen.

Und Sutter hat in diesem Moment eine stärkere Vision. Er sieht die mächtigen Wagenkolonnen friedlicher Ansiedler sich verwandeln in die Raubkolonnen der Goldjäger aus allen Ländern der Erde. Er hört die Schüsse, die sich um den Besitz an

jeder Minenstelle Recht verschaffen, er sieht Blut und Mord. Er fürchtet und haßt das Gold, leise überkommt ihn die Größe der Gefahr, in der seine ausgedehnten Besitzungen schweben.

Der Goldrausch wird nicht nach Gesetz und Recht fragen, er wird seine Acker zerstampfen, die Bäume umhauen und die schnellen Flüsse ableiten. Dieses Land wird ruiniert sein, wenn der Goldhunger ausbricht, und wenn Marshall . . . Wo ist er? Die Tür steht offen. Sutter hat ihn entzwischen lassen, während die Vision seinen Geist bedrückte.

Sutter geht ans Fenster. Weit hinten zeigt ihm eine Staubwolke, daß Marshall nach dem Coloma unterwegs ist.

„Der Halunke hat es ja verdammt eilig. Was hat er denn gebracht?“

Ermatinger steht unten im Garten und ruft diese Frage zu Sutter hinauf, der am Fenster lehnt. Sutter entwortet etwas, aber Ermatinger versteht es nicht. Sutter hatte zu leise gesprochen.

Drüben über der Sierra Nevada tanzte eine kleine schwarze Wolke.

„Es wird Sturm geben, old chap!“ ruft Ermatinger noch besorgt nach oben.

Der Sturm war ausgebrochen. Es begann bei der Sägemühle am Coloma-River. Sie wurde nie fertig gebaut. Die Arbeiter gingen in den Fluß und wuschen Gold. Sie leiteten das Wasser ab und begannen mit primitivsten Geräten. Die Hirten ließen ihre Weiden auf den Wiesen und wuschen Gold. Die Rüche brüllten im Stall und lagen mit plagenden Cutern tot. Der Weizen wurde in diesem Jahr nicht gemäht, und es war auch nicht mehr nötig, denn bald kamen die ersten Züge der Goldgräber.

Die übelsten Spelunken des ganzen Westens gaben ihre Insassen an Kalifornien ab. Sie bahnten sich mit dem Revolver den Weg und wuschen Gold. Familienväter verließen Hals über Kopf ihr Heim, schwangen sich auf's Pferd und nahmen die Richtung nach Sutters County. Pfarrer selbst ließen ihre Gemeinde im Stich, und das einzige zu ihrem Lobe zu sagende war, daß die Gemeinde vorher schon den Pfarrer verlassen hatte.

Ein grandioser Zug von Abenteurern erasch sich über Sutters Ländereien. Die Goldjäger fragten nicht nach Besitz und Recht, sie wuschen Gold, wo es ihnen gefiel.

(Fortsetzung folgt.)



Die Tür wird aufgerissen. Marshall ist hereingestürzt.
Zeichnung: Kießlich M



Streng statistisch.

„Also ich richte mich jetzt streng statistisch ein. Meir Gehalt zerfällt in 30 Prozent für Miete, 25 Prozent für Kleidung, 10 Prozent für Fahrgeld, 15 Prozent für Taschengeld und 35 Prozent für Essen.“ — „Ja, aber das sind doch 115 Prozent.“ — „Ja, leider —“

Nooch'n Feierohtm d

Mit'n Fischekch off ner Eickhagogg!

Erzählung in erzgebirgischer Mundart nach einer Begebenheit von Erwin Schwarz, Reichenhain.

's is e mannichs Gahr schie har, wu de Echlagn bei uns do ubn racht strefig warn. Aus'n Busch komme se sugar bis ins Dörfel rei. Un wu e paar Bahmer bei de Häusle standen, do krappelten se nauf. In de Bahmgippel ging de Afferei lus.

Dann Treibn hat e mancher derwagn gern zugefah. 's war a egal, 's wur miet gefasst.

Un su warsch emol bei 'ner Mühl, wu nabn ne Bart eiliche Birk'n standen, wu sich die postierlichen Dinger a nooch'n Mittig niedergelassen hatten.

Von dr Barkstüb aus konnt mr durch en Flügelfensterle nauf off dan Birkn gucken. Dr Gesell, dr Fred, stede gerod wieder emol sen'n Hals zu dan Guderle naus un schie zieht 'r 's Köppel zerick un schreit: „Uh' Echlagn off de Birkn“. Wie olbern war do ne Määster sei Gung, dar a ersicht larnet, wie 'r dos höret. „Die fang mr ei! Off'n Buden ubn do stiecht 'ne grüße Bugelbauerbank mit Maschendroht, do gabn mr se nei,“ saht 'r.

Dr ält'ste Gesell, dr Franz, un dann dr Fred, warn e paar sette alte Viechogegeln un geleich warn se miet drbei.

Ku wur geschwind dr Määster mit grüßen Nag'n ageguckt, wos 'r drzu für Wiene machet. Ober dar hatt's schie vristanden un machet en Niders drzu. „Na, saht nár emol zu, wie's giecht,“ mahnet 'r. Dar hat namlich schie ne manche Erfahrung in setten Zeich.

Barfüßig in de Holzpantoffeln rannten se zu dare Bud' naus, als wenn's wu brennet. Draußen hinnern Birhäusel wur de Stang gehult, die immer zr Hand sei mußt, wenn ewos lus war. Denn off dare lange Stang konnt mr a 'ne Leimrott' drauffrecken, wu su e mancher Zäsig gestochen wur un dra glabu mußt.

Mit dare lang'n Stang ging mr a dan Echlagn ze Leib, aber mr konnt se ner ringähen, nett stachen.

Dos Ringewedel mit dare Stang in dan Gippeln wur dan Viechern mit dr Zeit doch u'hämlich un se hoppeln von en Ast zum annern, bis 'ne ze dumm wur.

Ku machet ens halb runner, guket, en Satz un schie gings über'sch Fald. Nett weit drou war dr brät Mühlgrobn. Aber in en Schwung, wie Segelflugzeig, ne Schwanz als Trogläch, ging's sei do drüber.

Mei Fred nisch annerch ze tue als de Pantoffeln runnerzehae un dan Ding enooch ze fassen. Ober es ging doch do bargauf un su war doch dr Ah'laas zun Springe über dan Grobn ze wing un schie war'sch geschah — 'r hat nár de Hälft drmacht un soß mit'n hinnern Bärtel in dan Grobn. 's Wasser sprizet ne überen Kopp wag, als sollt 'r noch emol getaast warn. Wos haste, wos laste, machet dr Fred überen Rand naus un rennet ericht racht in sen'n Kerger dan Echlagn nooch, aber dos machet fehr un wieder gings überen Grobn nooch dan Birken zu. Dr Fred, noch in dr Woll, hoppet a enooch. Ober ihe war nisch mit dr Hälft, 'r hat's doch drmacht. Weil's bargei ging, wár doch de Schodensträd un 's Gelachter noch größer worn.

's soog gerod aus, als wenn die Viecher mit dan Dreien Schindluder treibn wollt'n, denn wie's zwäte Echlagn runner kam, hat's ne Franz genackl. Dar war gleich bief, drwischet ne Holzpantoffel un pfeiset ne enooch. Aber sei Trass war vrsahlt. Drfür hat 'r 's Hühnerstallfenster mit zamsten Rahme neigeschlah.

Drweite war ne Määster sei Boff off'n Budn gange un bracht 's grüße Bügelfischekch geschleppt. „Ku kriegn mr se schie“, schriet 'r, „sterkt se nár äns nooch'n annern runner mit dr Stang un gleich schmeiß iech 's Fischekch drüber wag!“ Dar E'fall war nett schlacht un ihe war'sch werklisch im de Echlagn geschah.

's dauret a nett lang, war'sch erschie unnern Reß. „Macht nár ener geschwind un hult dan Usenbankvogelbauer von Budn, doß mr se neitue sah.“ Dar grüße Bauer war gleich hargeschläft, dr Franz knieet sich nieder un langet mit dr Hand unnern Reß, im dos Kagal vizeziehe! Aber do machet dar en Blikerch un schie hat's ne in Daume gebissen. Wie 'ne biese Kagal fuhr'sch lus. „Brenge ner emol en Fausthandschich raus,“ mahnet 'r, „dos Luder beißt doch wie e Hund“. Mit ne Handschich gings gleich un nei warsch in Bauer. De Gogd ging weiter, bis a 's zwäte in Bauer war. Für heit hatten se de Heß soot un a ne Määster hats schie ze lang gedauert. 'r mahnet weiter nisch als: „Na, halt nár auf!“ Aber überen Fred lachet 'r racht wagn dan halbn Sprung un sen'n nassen Hus'n.

Die Dreie, dr Franz, dr Fred un ne Määster sei Boff, warn nu in dr freien Zeit dan Echlagn racht zugefah un e mancher gute Bissen wur ne zugesteckt. Am libbsten knoperten se Haselnüß un Wallnüss' auf. De Burnüss' wur vrschnabellert, wenn nisch annerch do war. Aber off de Sirupbenne hatt'n se's sei a miet ogefah. Dos lüße Zeich hat ne geschmeckt.

Bir dan Kasig, dar bei schinn Watter haufen stand, soß'n de Kinner un ah Grüße, sugar Sommerfrischler. Wahrscheinlich gobs bei dan drhäm in Zoo ká setts pugigs Blechzeich. Die Viecher hobn sich aber a nisch draus gemacht. Se war'ns schie gewohnt.

Wenn nu schlachts Watter war, wur se nabn dr Barkstätt in ener Stüb gestellt, wu allerhand setter Kram drinne stand. Se konnten a frei do rinhoppen.

Ku war'sch emol nooch dr Mittagstund, wu dr Franz die Echlagn füttern wollt. Wie 'r in dan Bauer neiguket, war 'r leer — un a zenstrim nisch ze hör'n un ze sahe. Er hulet zelegt die annern zwäe, aber nisch war'sch. Die Viecher warn nett ze finden. Ging do e Sametiern lus. „De Echlagn sei sei wag“, mußt dr Määster hör'n. Aber dar hat ene Ruh' wie Eisen un mahnet nár: „Sucht nár racht, die Luder friech'n namlich überol nei.“

Ku wur noch emol alles imgestärzt un ne Määster sei Boff wendet zelegt de grüßn Schafstiefeln im, wos dortn drinne in darer Gerimpelkammer standn un agezugn wur, wenn Huchwasser kam. E' Freidenschrei ging lus, weil su e Blech raus-hoppet. In zwäten Stiesel kam dos annere zun Bierschein. Ku wur wieder racht gelacht. A dr Määster lachet miet, weil 'r immer racht hatt'.

's kam noch emol drbei dr Fang zur Sprach'. „Dr Franz mahnet: „De Bock' nimmt mr nár zur Hälft,“ un dr Fred foppet a, weil dr Franz sich hot in Daume beissen lassen.“

Lange Zeit war nu vrgange, wos die Viecher in dare Gefangenschaft vbracht hatten. Aber trogdam kam dr Tog, wu dr Määster mahnet: „Gabt nár dan Dingern ihre Freiheit wieder.“ Un su wur'sch a. Dos Dhmdeier war drmlet ze End'.

